

Der zeitlose Gotthelf

Autor(en): **Andreotti, Mario**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **60 (2004)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der zeitlose Gotthelf

Vor 150 Jahren starb der Berner Dichter – Notizen zur Aktualität seines Denkens

Von Mario Andreotti

Kein Geringerer als Gottfried Keller hat in der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts die Schweiz einen «literarischen Holzboden» genannt. Nicht ganz zu Recht, wie sich neuerdings wieder zeigt: Betrachtet man nämlich, mit wie viel verschiedenen Veranstaltungen – es sollen deren mehr als neunzig sein – unser Land das Gedenkjahr zum 150. Todestag des Berner Dichters Jeremias Gotthelf begeht, nachdem es schon vor sieben Jahren Gotthelfs 200. Geburtstag ausgiebig gefeiert hat, so bekommt man keineswegs den Eindruck von literaturfeindlichen Schweizern.

Da gibt es von Tagesausflügen zu den Gotthelf-Stätten über Vorträge und Lesungen zu Gotthelf und über Ausstellungen zum «Bauernspiegel» und zur «Schwarzen Spinne» bis hin zu imitierten Gotthelf-Predigten, bei denen die Besucher in historischen Kleidern und Trachten auftreten, so ziemlich alles. Da werden Schaufenster gotthelfmässig geschmückt, wird in den Gasthöfen gotthelfmässig gespeist, wird gar zur Gotthelf-Rösslifahrt geladen. Einen recht seltsamen Höhepunkt dieser Gotthelf-Events, um mich sprachlich auf der Höhe der Zeit auszudrücken, bildete wohl die Reihe «Leben wie zu Gotthelfs Zeiten», mit der das Schweizer Fernsehen über Wochen hinweg allabendlich über eine halbe Million Zuschauerinnen und Zuschauer, die das Geschehen auf dem Bauernhof Sahlenweidli fast voyeuristisch verfolgten, vor den Flimmerkasten lockte. Begegnungen mit Gotthelf hier, Gotthelf-Abenteuer dort; was will man mehr? Doch der Schein trügt.

Das Bild vom «Bluemetetrögli»-Dichter

Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, Jeremias Gotthelf gehöre zu den verkanntesten Schriftstellern der neueren deutschen Literatur. Zwar ist der Berner Dichter gerade heute populärer denn je, wird er zudem, wenn nicht alles täuscht, vom breiten Publikum wesentlich häufiger gelesen als die beiden andern bedeutenden Schweizer Realisten Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Doch diese Beliebtheit Gotthelfs hängt, wie die dies-

jährigen Gotthelf-Veranstaltungen erneut gezeigt haben, zu einem guten Teil mit einem schweren Missverständnis zusammen, mit jenem nämlich, bei Gotthelf handle es sich um einen biederen Heimat- und Bauerdichter, dessen «Dorfgeschichten nicht sosehr aus künstlerischer Sicht, sondern vielmehr als eine Art Fundgrube der Folklore zu betrachten seien. So wurde der Berner vor allem im Zusammenhang mit seiner Popularisierung durch Radio und Film – man denke etwa an die Gotthelf-Hörspiele eines Ernst Balzli vor genau fünfzig Jahren und an die Ueli-Verfilmungen von Franz Schnyder – häufig zum Inbegriff und zur Bestätigung biederen Schweizertums gemacht.

Die Gefahr, dass Gotthelf wie einst Heinrich Pestalozzi und Friedrich Schiller zu einem Mythos, zu einem Phantom wird, ist umso grösser, als der Zugang zu seiner Welt, je weiter wir uns zeitlich von ihm entfernen, umso schwieriger wird. Diese Gefahr eines Gotthelf-Mythos zeigt sich heute, im Zuge der Wiederentdeckung des Dichters, gleich in zweierlei Hinsicht: zum einen in der vorhin bereits angedeuteten, kaum mehr zu überbietenden Popularisierung des Berners, so dass in den Medien bereits von einem «Gotthelf-Boom» die Rede ist. Und zum andern in einer bis zur Karikatur reichenden Verharmlosung Gotthelfs, die aus dem sprachgewaltigen Dichter, den Gottfried Keller als «das grösste epische Talent, welches seit langer Zeit und für lange Zeit lebte» bezeichnet hatte, einen «Bluemete-Trögli-Gotthelf» machte.

«Lektur für Knecht und Mägd»

Diese Verharmlosung Gotthelfs hat, wenn ich recht sehe, vor allem zwei Gründe, die freilich eng miteinander verflochten sind: Da ist zunächst, obwohl durch die Gotthelf-Forschung längst widerlegt, die sich härtnäckig am Leben haltende Vorstellung, bei Gotthelf handle es sich zwar um einen originellen, aber völlig naiven, ohne künstlerische Ziele in den Tag hineinschreibenden, groben «Naturburschen». Dass Gotthelf selber dieser landläufigen Auffassung, indem er sich unter anderem bescheiden als «Volksschriftsteller, der ‹Lektur für Knecht und Mägd› schreibe», und keineswegs als «Dichter» gab, Vorschub geleistet hat, sei dabei nicht verschwiegen. Und dass schon seinen Zeitgenossen, einem Gottfried Keller beispielsweise, Gotthelfs angeblicher Mangel an «ästhetischer Zucht» und die «Unebenheiten des Stils» ein Ärgernis gewesen sind, ebenfalls nicht. Gleichwohl wäre es ein Leichtes, diese negative Wertung von Gotthelfs dichterischem Schaffen, die ihre Massstäbe mehrheitlich von der deutschen Klassik bezog, an der kunstvollen Struktur etwa einer Novelle wie der «Schwarzen Spinne» zu widerlegen.

Und da findet sich für die Verharmlosung Gotthelfs noch ein zweiter Grund. Er besteht in der fragwürdigen Auffassung, Gotthelf stehe ausserhalb jeder literarischen Tradition, vor allem jener Tradition, die von der deutschen Klassik und Romantik herkomme. Begründet wurde diese Auffassung immer wieder damit, dass Gotthelf sich kaum je ernsthaft mit Goethe und nur in jungen Jahren mit Schiller auseinander gesetzt habe. In Tat und Wahrheit steht der Berner Dichter sehr wohl in einer literarischen, von der Populärromantik herkommenden Tradition, gehören seine Werke auch einer bestimmten literarischen Epoche an: der Epoche von Biedermeier und Realismus. Von ihr her sind denn auch seine Kunstauffassung und sein Denken zu einem wesentlichen Teil bestimmt.

Vom Liberalismus zur Restauration

Wer sich ein Bild von Gotthelfs Welt zu machen versucht, stellt sich eine erzkonservative, genuin bäuerliche Welt vor, eine Welt, die längst vergangen ist. Die immer wiederkehrende, stereotype Formel «Wie zu Gotthelfs Zeiten», derer sich auch das Schweizer Fernsehen für seinen Gotthelf-Spektakel im oberen Emmental bedient hat, bestätigt dies nur allzu schön. Dabei vergisst man gerne, dass Gotthelfs geistiges und politisches Credo zunächst einmal kein konservatives, sondern ein fortschrittlich-liberales war. Der junge Pfarrvikar und spätere Pfarrer von Lützelflüh, Albert Bitzius, fühlte sich lange jenem liberalen Bürgertum verpflichtet, das aus der Berner Verfassungsreform von 1830 hervorgegangen war. Nur so erklärt sich sein leidenschaftlicher Einsatz für die Armenerziehung und für die Verbesserung der Schulen und überhaupt des Bildungswesens im Kanton Bern, ja die Tatsache, dass er, ganz im aufklärerisch-liberalen Sinne, etwa als Pfarrvikar in Utzenstorf, gar eine dörfliche Erwachsenenbildung anstrebte.

Wenn sich Albert Bitzius, der ja erst als Schriftsteller, als Verfasser des «Bauernspiegels», das Pseudonym Jeremias Gotthelf annahm, in seiner mittleren Schaffensperiode immer stärker einem konservativen Denken zuwandte, so vor allem deshalb, weil sich die radikalen Gruppierungen innerhalb der Liberalen zunehmend antiklerikal und antikirchlich gebärdeten und so das christliche Fundament, auf dem der Staat nach Gotthelf nun einmal gründen musste, auszuhöhlen drohten. Es sind also bei Gotthelf in erster Linie religiöse und nicht so sehr restaurative Gründe, die ihn in der zweiten Hälfte seines dichterischen Schaffens mehr und mehr zu einem kämpferischen Konservativen, zu einem engagierten Bewahrer bedrohter Werte, machten.

Dass er dabei, vor allem nach 1845, teilweise zum völlig konservativen Verneiner alles Neuzeitlichen, den «Berner Geist» gegen den «Zeitgeist» verteidigend, wurde, indem er beispielsweise, ganz im Gegensatz zu Gottfried Keller, den 1848 geschaffenen Bundesstaat ablehnte und sogar gegen die Abschaffung der Prügelstrafe und für die Todesstrafe von Kindsmörderinnen eintrat, sei nicht verschwiegen. Solch ernüchternde Tatsachen wirken einer falschen Mythisierung Gotthelfs, wie sie heute auf weite Strecken hin unkritisch betrieben wird, beinahe wohltuend entgegen.

Bäuerliche Lebensordnung als Ideal

Jeremias Gotthelf ist im Bewusstsein seiner Leser, ja des Volkes vornehmlich als «Bauerndichter» gegenwärtig. Auch wenn sich hinter diesem Etikett ein gründliches Missverständnis verbirgt, lässt sich wohl kaum leugnen, dass das bäuerliche Bürgertum der bernischen Landschaft für Gotthelf seit seiner Zeit in Utzenstorf Mass und Vorbild war. Freilich hat Gotthelf, ganz im Gegensatz zu den wirklichen Bauerndichtern, zu den Vertretern der Heimatkunstabewegung um 1900 etwa, dieses bäuerliche Bürgertum nie idealisiert, gibt es in seinem ganzen Werk keinen schlechthin mustergültigen, in allen Teilen vorbildlichen Bauernhof. Den positiven Bildern aus dem Berner Bauerntum stellt er denn auch stets die negativen gegenüber: dem guten Bodenbauern Johannes beispielsweise den Glunggenbauer Joggeli, dem Hof Liebiwyl das Dorngrüt, dem Hof Hans Joggelis, des Erbvetters, den Hof des Harzer Hans zu Hartherzigen usw.

Und trotzdem war für Gotthelf, wie bereits angedeutet, gerade das Bauerntum Ausdruck eines gesunden, natürlichen Seins in der Welt, weil für ihn hier in der bäuerlichen Welt der Mensch in lebendige Beziehung zur Natur und zu dem sich in ihr offenbarenden Gott tritt. Gotthelfs Hochschätzung des Bauerntums, auch wenn er diesem Bauerntum zuweilen den Spiegel vorhalten musste, hat ihre Wurzeln in religiös-christlichen Wertvorstellungen und nicht so sehr in der allgemeinen Neuwertung der Landwirtschaft durch die Physiokraten des 18. Jahrhunderts, wie immer wieder behauptet wird.

«Im Hause muss beginnen ...»

Bäuerliche Lebensordnung mit ihren letztlich religiös verankerten Sitten und Bräuchen bedeutet für Gotthelf so viel wie christliche Lebensordnung, und

diese wiederum gründet für ihn im Staat als einem gegliederten Ganzen, in dessen Zentrum unangefochten die Familie steht. «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.» Dieses bis zum Überdruß bekannte, häufig fälschlicherweise Gottfried Keller zugeschriebene Wort Gotthelfs drückt die Überzeugung des Berners treffend aus: eine Überzeugung freilich, die sich nicht nur aus genuin biblisch-christlichem Gedankengut nährt, sondern auch aus Ideen Heinrich Pestalozzis und vor allem aus der restaurativen Staatstheorie eines Karl Ludwig von Haller, der zur Zeit Gotthelfs in seiner Heimatstadt Bern bekanntlich Professor für Staatsrecht war.

Wie dem im Einzelnen auch sei: Gotthelfs Bild von der Familie als der Kernzelle des Staates, das im Grunde übrigens auch der Auffassung seines liberalen Gegenspielers Gottfried Keller entsprach, dürfte gerade heute, wo die Familie als ursprünglichste Lebensgemeinschaft immer mehr zerfällt, wo dem Staat und seinen sozialen Institutionen, insbesondere der Schule, immer mehr Aufgaben aufgebürdet werden, die eigentlich die Familie wahrzunehmen hätte, aktueller denn je sein. Darüber sollten wir im Gedenkjahr zum 150. Todestag des Dichters, Gotthelf-TV und Gotthelfwürste getrost hinter uns lassend, noch vermehrt nachdenken.